

Slimane Kader

OCEAN KING

Was einer unter Deck erleben kann

Aus dem Französischen von
Stephanie Singh

KNAUR 

Die französische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
»Avec Vue Sous La Mer« bei Allary Éditions.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe März 2019

Knaur Taschenbuch

© 2014 Allary Éditions

© 2015 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit

Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: © FinePic/shutterstock.com

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-79040-3

5 4 3 2 1

Emmenez-moi ... etc.

Charles Aznavour

VORWORT

Der Erzähler und Held dieser Geschichte heißt Wam. Er kommt aus Saint-Denis bei Paris und spricht die Sprache der französischen Vorstädte.

Unser Held erzählt von seinem Leben als »Mann für alles«, als Joker im Bauch eines Kreuzfahrtschiffs, das so hoch ist wie ein Plattenbau in der Vorstadt, aus der er stammt. Reiche Amerikaner verbringen hier ein paar Tage im Paradies. Das Schiff ist nicht vergleichbar mit der Plattenbausiedlung La Courneuve vor Paris und noch weniger mit der Cité Radieuse in Marseille. Nein, diese schwimmende Vorstadt versammelt sechstausend übergewichtige Touristen – die Fatties – samt ihren unerträglichen, verzogenen, ihnen heiligen Kinder und ihren durch Schönheitschirurgie oder die zweite Heirat verjüngten Gattinnen. Diese sechstausend Menschen haben Macht – durch ihre Kaufkraft und ihre Fähigkeit, über das Internet und die sozialen Netzwerke entweder Lobeshymnen auszusprechen oder den Ruf der Kreuzfahrtgesellschaft zu ruinieren.

Unter ihnen, tief im Bauch des Schiffs, leben zweitausend Arbeitskräfte – um den Ausdruck Zwangsarbeiter zu vermeiden. Sie erblicken kaum je das Tageslicht, ver-

lassen das Schiff während der Zwischenstopps nicht, teilen sich zu viert winzige Kabinen und beugen sich den nach amerikanischer Weise organisierten Arbeitsabläufen. Es sind nicht die Verdammten aus den Tiefen von B. Travens *Totenschiff*, sondern Menschen aus aller Herren Länder, die gekommen sind, um Geld zu verdienen und ihren unglücklichen Lebensumständen zu entfliehen oder sie zu vergessen. Jeder spielt in diesem Königreich der »Höllen« eine bestimmte Rolle: Es gibt Mechaniker, Reinigungskräfte, Wäscher, Köche und Küchenhilfen, Menschen, die den Swimmingpool sauber halten, Rohrreiniger, Gigolos und Kabarett-Tänzer, Animateure, Oberkellner. Hier treffen viele Nationalitäten und Ethnien aufeinander, eine jede mit ihren besonderen Fähigkeiten und Fehlern. Das Gewaltpotenzial wird durch Disziplin, Angst vor den Chefs, die Organisation der Arbeit und ein Gefühl der Solidarität neutralisiert. Denn letztlich sitzen doch alle »im selben Boot« ...

Wam stammt also aus Saint-Denis. Wovor flieht er? Wir erfahren es nicht. Jedenfalls braucht er Geld und scheut sich nicht anzupacken. Er hat den rangniedrigsten Job von allen: Mit Arbeitskräften wie ihm stopft man Löcher; er muss dorthin gehen, wo dringend noch jemand gebraucht wird.

Der Reihe nach arbeitet Wam als Reinigungskraft unter dem Schwimmbad, zehntausendfacher Cookiebäcker, Rohrreiniger, Kakerlakenmörder, Komparse einer Dame mit einem cleveren Hund, Maskottchen im Eisbärenkostüm, das Eis an Kinder verteilt, und Animator im

Kindergarten. Stets hat man es auf ihn abgesehen, aber dank seiner prekären Existenz gelingt es ihm paradoxerweise, das auf dem Schiff herrschende Kastensystem zu umgehen. Die anderen Angestellten sind aufgrund ihrer Nationalität in ihrer jeweiligen Funktion beschränkt: Die Chinesen arbeiten in der Küche, die Argentinier an den Bars und in den Discos, die Chicanos als Reinigungskräfte, die Mauritier im Service und die Pakistanis ganz tief im Schiffsbauch. Nur Wam überschreitet diese ethnischen Grenzen, übersteht dadurch Müdigkeit, Promiskuität, Feuchtigkeit, Hitze, den Gestank von Rost und Verwesung, den Lärm und die Rivalitäten und schafft es letztlich auch, vom Joker zum Teamchef aufzusteigen und an Deck – an die Sonne – zurückzukehren. Diese Zusammenfassung mit Happy End sagt nicht viel über das Wesentliche dieses Buches aus, wie ja auch die zusammengefasste Handlung einer Oper nicht viel über deren prachtvolle Inszenierung aussagt.

Die Kraft von Slimane Kaders Roman-Bericht zeigt sich in anderer Hinsicht.

Zum einen lässt Kader uns auf ebenso berührende wie urkomische Weise die Kehrseite des Kreuzfahrt- und insgesamt des heutigen Massentourismus entdecken. Der besteht aus der gut organisierten »oberen« Welt, wo alles reibungslos läuft, wo alles schön, leicht und unterhaltsam ist, wo die Teller blitzblank sind und der Service ganz individuell. Und er besteht aus der beinahe infernalischen Unterwelt, wo die Menschen sich abrackern, schwitzen, einander anschreien, ersticken und auf das Ende ihres Vertrags warten, um ihren Lohn ausbezahlt

und ihren Pass zurückzubekommen. Das Wesen des Tourismus besteht in genau jener Doppelung: Das lächelnde, wohlgeformte, paillettenglitzernde Gogo-Girl ist in Wahrheit Ukrainerin und verdient sich mit Prostitution etwas dazu. Der Strand der einsamen Insel, an der das Schiff anlegt, ist unberührt, aber das liegt an dem Stacheldraht, der ihn vom Rest der Insel trennt, und daran, dass der Sand nachts gereinigt wird. Beinahe erstaunlich, dass nicht auch noch die tropischen Fische Angestellte der Tourismusbehörde sind.

Diese Unterwelt wurde bereits von Georges Simenon in dessen Berichten über seine Schiffsreisen nach Afrika oder Amerika beschrieben sowie von B. Traven, Édouard Peisson oder, vor noch längerer Zeit, von Joseph Conrad. Kader aber schildert sie als eine technologische, regulierte, normierte Welt, in der sogar das Leben von Hunden vertraglich geregelt ist. Seine Darstellung ist oft bewegend oder gar pathetisch, aber noch öfter komisch – und fatalistisch: So ist das Leben, und in diesem Leben findet, wie es so schön heißt, auch ein blindes Huhn einmal ein Korn.

Zum anderen ist da die Sprache: Dicht, lebendig und reich an ebenso sprechenden wie amüsanten Metaphern, macht sie dieses Leben voller Banalitäten, Enttäuschungen, Lächerlichkeiten, Absurditäten und Täuschungen sichtbar und erlebbar. Und hinter der Sprache verbergen sich eine ebenso überraschende wie unwahrscheinliche Kultiviertheit, eine Sensibilität und Wahrnehmungsfähigkeit, die uns die Menschen, Situationen, absurden Regelungen und kulturellen Konflikte mit präzisen Be-

obachtungen vor Augen führen. Wie in Victor Hugos *Les Misérables* ist Wam eine Art Jean Valjean, stets verfolgt von einem Javert in der Gestalt eines hünenhaften, weißrussischen Popeye, der abends melancholisch seinen Wodka trinkt.

Und schließlich durchzieht den Roman ein metaphysisches Argument: Wam beginnt mit der schmutzigsten aller Tätigkeiten, aber gerade in dieser Chancenlosigkeit liegt seine Chance. Er gehört nicht zu einer bestimmten Gruppe, entgeht so dem Kastensystem und kann sein Schicksal selbst in die Hand nehmen. Am Ende des Buchs begegnet er einem Neuankömmling, der zu seiner ersten Kreuzfahrt aufbricht, auch als Joker arbeiten und, wer weiß, Wam eines Tages den Platz streitig machen wird – genau wie dieser es seinem Vorgänger gegenüber getan hat. Das Leben ist ein Glücksspiel.

Somit ist Wam zweifelsohne mehr als ein bloßer Name, sondern Ausdruck der Identitätssuche des Helden: »Wer bin ich?«

Und Slimane Kader ist mehr als ein Kerl aus der Vorstadt, der im Bauch eines riesigen Schiffs Geld verdient: Er ist durch und durch Schriftsteller, den man lesen muss, weil er uns etwas lehrt und uns Freude macht.

Yves Michaud*

* Yves Michaud ist Philosoph und unter anderem Autor von *Ibiza mon amour. Enquête sur l'industrialisation du plaisir* (Geliebtes Ibiza. Untersuchung zur Industrialisierung des Genusses); Nil, 2012.

Also, Kumpel, ich mach's kurz.
Kennst du die Pyramide im 77. Arrondissement?
Das ist ein Hotel. Und dort fing alles an. In einer Halle,
vor einer Tür zwischen einem Schalter und zwei Feigen-
bäumchen. Auf einem Schild gegenüber stand: »Magic
Cruising Kontaktzentrum«.

Hier stank es bis auf die Flure nach Arbeit. Alles voller
Leute, angespannte Stimmung. Hinter dieser Tür erwar-
tete mich mein Schicksal. Ein riesiger Raum. Dicker
Teppich ... gedämpftes Licht ... es roch künstlich, nach
Jasmin. Wie in einem Bordell.

Ich war nicht der einzige Bewerber hier. Die anderen
waren alle super gestylt. Die Jungs trugen Anzug, die
Mädels Rock. Kaum einer sah aus wie ich – mit meinem
weißen, vom Laster gefallenen Rivaldi-Kapuzenpulli
und Jeans. Unauffällig eben. Das ist wichtig, wenn du
einen Job suchst ... Sei neutral. Ohne erkennbaren Ge-
schmack. Wie ein Stück Mozzarella. Unglücklicherweise
sah man inmitten all der Anzugträger nur mich ... Pech
für die anderen.

Alle mussten sich vor einem Tisch anstellen, an dem Ty-
pen mit Scientologen-Visagen und Föhnfrisuren saßen

und lächelten. Die sollten uns anwerben. Nach einer Stunde war ich dran. Ich setzte mich auf einen Platz, auf dem eben noch ein Bärtiger gesessen hatte. Der Stuhl war noch warm.

Die einzige Frau in der Gruppe quetschte mich aus wie eine Zitrone.

»Guten Tag, Monsieur! Ihr Name, bitte?«

»Wam.«

Die Frau tippte etwas in den Computer.

»Perfekt ... Hier ist der Lebenslauf, den Sie uns per E-Mail geschickt haben.«

Stirnrunzelnd, mit einer Mischung aus Faszination und Misstrauen las die Frau, was ich geschrieben hatte. Sie klappte den Bildschirm nach unten und sagte breit grin-send: »If you don't mind we gonna make the interview in english!«

»Äh ... Jes!«

Um zu unterstreichen, dass ich sie verstand, nickte ich. Wie der Wackeldackel auf der hinteren Ablage in Kevins alter Karre. Und die Frau quatschte mich weiter auf Eng- lisch voll! Und ich nickte weiter, »Jes«! Natürlich dauerte das eine Weile. Bald merkte sie, dass ich von Shake- speares Sprache keinen blassen Schimmer hatte. Oder von der Sprache von Britney oder irgendeinem anderen Mitglied der Familie Spears.

Sie wechselte wieder ins Französische. Das machte mir Angst.

»Nun gut, Monsieur. Ich will ganz offen sein. Ihr Le- benslauf ist interessant: Verteilen von Flugblättern, Bröt- chenverkauf an der Haustür, Verkauf von Wackeldackeln

vor dem Einkaufszentrum ...« Sie sah mich an. »Mit angemessenem Englisch hätten Sie als Kellner arbeiten können. Aber das hier finde ich nicht gut. Ihr Englisch ist ... Sie können keinen einzigen Satz formulieren. Die Klientel auf unseren Schiffen ist zu achtzig Prozent amerikanisch. Mit Ihrer Ausbildung wäre das sehr schwierig. Vor allem, da Sie noch nie in der Gastronomie tätig waren!«

»Als Jugendlicher habe ich auf dem Fest der kulturellen Vielfalt an der Salvador-Allende-Schule zusammen mit Madame Chatrier Crêpes verkauft. Und später habe ich im Buffalo Grill gejobbt!«, versuchte ich mich zu verteidigen.

Die Frau kniff den Mund zusammen. Ihre Augen suchten irgendwo entlang den ägyptischen Zierleisten an der Decke nach einer passenden Antwort.

»Ich könnte Ihnen höchstens eine Bewerbung als Hilfskellner vorschlagen. Das ist wie Kellner ... nur ohne Trinkgeld.«

»Was soll das heißen?«

»Das heißt, dass Sie nie Kontakt zu den Kunden haben. Sie bringen den Kellnern die Teller.«

»Und das war's?«

»Ja. Es ist sehr interessant, denn Sie lernen Englisch und sind auf dem Meer. Da können Sie nur Fortschritte machen. Und normalerweise wird man sehr schnell befördert!«

»Und was ist mit dem Schotter?«

»Wie bitte?«

»Na mit der Kohle!«

»Das hängt von Ihrer Nationalität ab.«

»Halb Franzose, halb Algerier.«

Die Frau klappte den Computer wieder auf. Ihre lackierten Nägel klapperten auf der Tastatur.

»Algerien ... sechshundertachtzig Dollar im Monat! Aber aufgepasst: mit Kost und Logis!«

Die Frau lächelte. Ich wusste nicht, warum. Rückblickend glaube ich, dass sie auf die amerikanische Art bezahlt wurde: eine Belohnung für jeden neuen Skalp!

Sie hatte mir eben eine Karotte angedreht. Die größte Karotte der Welt. Und ich, der Esel Wam, hatte angebissen.

* * *

Eine Woche später saß ich im Flugzeug. Das Rückflugticket hatte ich in der Tasche. Dazu eine gültige Arbeits-erlaubnis. Und einen unterschriebenen Arbeitsvertrag. Meine Mom hatte mir das Geld für das Ticket geliehen. Sie hätte alles dafür getan, dass ich arbeitete. Dass ich nicht mehr im Plattenbau rumhing.

»Waiter-assistant! Das ist wie Kellner, oder?«, hatte sie mich vor der Abreise gefragt.

»Ja ... ein besonderer Kellner. Sie haben das Beste raus-gesucht, das ich mit meinem Profil bekommen kann. So etwas kann auf einem Kreuzfahrtschiff schließlich nicht jeder machen!«

»Und du hast ein Bewerbungsgespräch auf Englisch ge-führt! Ich wusste gar nicht, dass du Englisch sprichst.«

»Ich auch nicht.«

Ihre Augen glänzten.

Sie hielt mich für eine Art Telekommunikationsingenieur. Sie umarmte mich.

»Ich bin so stolz auf deinen Erfolg!«

Und das zu Recht. In meiner Familie war noch keiner weiter gekommen als bis nach Torcy oder Bab El Oued. Ich war eine Art Christoph Kolumbus! Ein Krieger! Ein großer Eroberer!

Am Fenster zogen die Wolken vorbei. Ich sah mich schon dort ... weißes Hemd, weiße Bermudashorts, Fußballersocken, Slipper, Käpt'n-Iglo-Mütze, ein Chihuahua auf dem Arm ... und dazu karibisches Flair! Der totale Wahnsinn.

Der Airbus überquerte den Atlantik. Ich rutschte auf meinem Sitz hin und her und war so aufgeregt wie vor meiner Entjungferung mit vierzehn, im Keller, mit Wie-hieß-sie-noch ...

Miami tauchte unter den Wolken auf. Das fand ich cool. Ich wusste gleich, dass ich die Stadt mögen würde. Mir wurde warm ums Herz.

* * *

Die Schlange vor den Schaltern der Einwanderungsbehörde war die letzte Hürde vor meinem Einlass zu den Abgründen von Miami. In der Hand hatte ich das Formular, das du im Flugzeug ausfüllen musst. Das mit den bescheuerten Fragen – zum Beispiel, ob du Nazi bist oder Aids hast.

Ich hatte überall »Nein« angekreuzt. Ich bin nicht kurz

vorm Verrecken, und mit meiner Visage gehe ich auch nicht als Nazi durch. Wenn ich mich recht erinnere, sind Nazis doch eher blond und blauäugig als schwarzhaarig und dunkeläugig, oder? Kann sich jemand einen Algerier in SS-Uniform vorstellen? »Sehr geehrter Herr Jude, ihre Papiere bitte!« Kannst du dir so was vorstellen? Ich auch nicht.

Also, blond und blauäugig ... aber das glaubt auch niemand mehr.

Vergiss es.

Mit den Kopfhörern auf den Ohren verließ ich den Flughafen. Ich hörte die Musik aus dem Vorspann von *Miami Vice*. Gab es einen besseren Zeitpunkt, um sich das anzuhören?

FORT LAUDERDALE

Pier seventi-nein plies?«

Der Wachmann verlässt sein Terrarium und mustert mich von oben bis unten. Es ist ein Schwarzer; ziemlich muskulös. Fast erinnert er an Hulk. Minus die Farbe. Er hat eine kleine Wampe. Und trägt tatsächlich eine dieser riesigen Fliegen Sonnenbrillen! Der Typ ist gekleidet wie ein Kerl, aber eher im Stil der Village People als des NYPD.

»Pier seventy-nine?«

»Jes.«

»Really?«

Genau dieses »Rieli« hätte mir eine Warnung sein müssen. In diesem Moment hätte ich mich aus Fort Lauderdale verpissen, den Bus nach Miami und von dort den ersten Billigflieger in den Pariser Vorort Villetaneuse nehmen müssen. »Miami Villetaneuse plies. Das gibt's nicht? Dann jag doch Charles-de-Gaulle in die Luft, Kumpel!« Aber ich kann eben nicht zwischen den Zeilen lesen, wie man so sagt. Nein, ich warte auf die Info, brav und vertrauensselig, wie das Schaf beim islamischen Opferfest an der Schlachtbank wartet.

»It's four miles from here. The bus station is just on the

other side. Near the 7Eleven.« Mit seiner dicken Flosse zeigt er mir die Bushaltestelle auf der anderen Straßenseite. Erst kapiere ich gar nichts. Aber mit dem Wort »Bas« kann ich etwas anfangen. Jetzt ist alles klar.

»Senk ju!«

»Good luck, buddy!«

Die Bushaltestelle ist neben einem 7Eleven. Ein 7Eleven ist wie ein arabischer Gemischtwarenladen, aber ohne den Araber. Stattdessen steht hier ein Chicano an der Kasse.

Hier findest du alles. Kondome, Zigaretten, Wichsvorlagen, Alkohol ... Aber wer einen Apfel oder einen Blumenkohl sucht, hat Pech!

An der Bushaltestelle stehen sich schon um die zehn Typen die Beine in den Bauch.

Kennst du den Film *Das dreckige Dutzend*? Hier ist es genauso, aber die Elitesoldaten sind in diesem Fall arme Würstchen: Filipinos, Südamerikaner mit Schnauzer, Südamerikaner ohne Schnauzer und schwule Pakistanis. Und alle glotzen mich an.

»Alles klar?«, frage ich. Und zack! Alle schauen sofort auf ihre Schuhe. Ich hab ihnen gleich mal gezeigt, wo's langgeht. Sie wussten nicht, wer der Boss ist. Jetzt haben sie immerhin eine Ahnung davon.

Während wir warten, gehen sie ständig in den 7Eleven. Alle! Zip! Zip! Zip! Nonstop! Wie wäre es mit getönten Scheiben? Aber sie kaufen nichts.

Es ist die Klimaanlage! Die fasziniert sie. Diese Volltrottel gehen da nur rein, um mit der kühlen Luft zu flirten. Echt Vollpfosten aus der Dritten Welt, oder, Kumpel?

Der Bus kommt. Ich erkenne ihn wieder! Es ist der gleiche wie in *Rush Hour*!

Allerdings sieht der Fahrer nicht wirklich aus wie der Typ im Film. Es ist wieder ein Schwarzer – aber ein anderes Modell als der Wachmann.

Dieser hier ist eher vom Typ Dreadlocks, getönte Sonnenbrille, rote, lauernde Augen, den Kaugummi immer griffbereit. Ein Kiffer eben!

»It's gud – Pier seventi-nein?«, frage ich als Erster.

»This is the right bus for the right place!«

Ich setze mich ganz nach hinten. Im Bus habe ich immer gerne alles unter Kontrolle. Die verlauste Horde verstaubt ihr Gepäck – irgendwelche mit Bindfaden und Papier zusammengebundene Ballen ... Die Typen sehen aus wie Flüchtlinge in Bangladesch nach dem Monsun. Mitleiderregend.

Der Bus fährt los. Wir passieren die Absperrung und kommen durch eine Zone, die von den Stadtplanern offensichtlich vergessen wurde: Lagerhallen, Imbisswagen, Reinigungswagen, Hubwagen, Lebensmittellieferanten, Getränkelieferanten, Müllmänner, Polizeiautos, Feuerwehrautos ... SimCity unter freiem Himmel!

Nach jeder Kreuzung geht das Spektakel von vorn los. Die gleichen Wagen, Visagen und Palmen. Als bewegte der Typ sich auf der Stelle. Dabei fährt er ziemlich schnell. Geradeaus, Richtung Horizont. Verdächtig.

Wo ist das Meer? Wo ist diese verdammte große blaue Fläche? Dabei spüre ich sie doch! Salzgeruch steigt mir in die Nase. Aber die entsprechende Aussicht – Fehlanzeige.

Der Bus erreicht einen Parkplatz, auf dem bereits Hunderte weiterer Busse stehen. Er überquert den Platz und hält vor einer gigantischen blauen Lagerhalle. Wie Ikea, nur größer.

»Pier seventy-nine!«, ruft der Fahrer.

Da ist das Blau! Hinter dem Lager! Zwar nicht das Blau, das man in Algier sieht, aber ganz passabel. Ich habe Tränen in den Augen, weil es so schön ist. Würde dieses beschissene, zwanzig Stockwerke hohe Gebäude nicht die Aussicht versauen, wäre das hier das größte Glück.

Das Gebäude ist ein Schiff. Megagroß. Ein riesiger Plattenbau. Nur schöner. Ich sehe es zum ersten Mal.

Und verabschiede mich vom Busfahrer.

»Good luck, buddy!«, wünscht er mir.

Ohne den Blick von dem Monster abzuwenden, steige ich aus dem Bus. Je länger ich hinsehe, umso mehr habe ich das Gefühl, meine Muskeln würden weich. Meine Lebensenergie wird von dem Schiff aufgesaugt – es geht mir wie Superman mit dem Kryptonit. Verstehst du, was ich meine?

Das Schiff ist ein Riese. Um ihn herum wimmelt es von Versagern, wie in dem Film mit Jack Black und den Zwergen.

Auf dem Kai be- und entladen Männer Paletten. Laster bringen Lebensmittel, Hubwagen fahren pfeifend umher, Leute schreien auf Englisch und Spanisch in Walkie-Talkies.

Dieses Schiff ist eine Art Gott. Die Menschen sind ihm zu Diensten. Sie müssen ihm gefallen, um nicht zu leiden.

Sein Name: *Ocean King*! Das imponiert, selbst wenn du nicht Englisch sprichst. *Ocean Princess* dagegen hätte total schwul geklungen. Nicht ernst zu nehmend. Die Typen, die solche Boote herstellen, vergeben die Namen nach der Größe. Ein bisschen wie in der Armee. Ab viertausend Passagieren heißt es »King«. Zwischen zweitausendfünfhundert und viertausend »Queen«. Unter zweitausendfünfhundert »Princess«. Logisch, oder?

Es ist wie im Leben. Bei allen wichtigen Dingen geht es um die Eier. Das denke ich mir nicht aus, das stimmt wirklich!

Ein Hupen lässt mich zusammenzucken.

»What the hell are you doing in the middle of the street, fuckin' asshole!« Der orangefarbene Gabelstapler zischt haarscharf an mir vorbei.

Die Sklaven, mit denen ich hergekommen bin, sind inzwischen durch eine kleine Tür gegangen, über der »Magic Cruising Office« steht.

Ich hole so tief Luft wie Messi vor dem Elfmeter und gehe auch hinein.